

Vivien O'Hara

Erinnerungen an Mama

ROMAN



»Der erotische Roman«
Band 117

© 2008

AMM

Amanda Media & Marketing AG, Zug/Schweiz

Vertrieb:

Edition Combes

im Verlag Frank de la Porte

Frankenstraße 17

D-96328 Küps

Tel. 0 92 64-97 66

Fax 0 92 64-97 76

www.edition-combes.de

ISBN 978-3-937914-55-8

Alle Rechte vorbehalten. Es ist verboten, dieses Werk im Ganzen oder auszugsweise nachzudrucken oder durch Bild, Funk, Fernsehen, Internet, Tonträger und EDV-Systeme zu verbreiten.

Zu widerhandlungen werden strafrechtlich verfolgt.

I

Dr. Rüepli hat mir absolute Ruhe verordnet, doch ich weiß haargenau, daß ich bis zum Ende meiner Tage keine Ruhe mehr finden werde. Meine Uhr ist abgelaufen. In meinem Leben hat ein Ereignis stattgefunden, das so ungeheuerlich, so unvorstellbar ist, daß sich selbst die Tastatur meines Laptops dagegen zu wehren scheint, diese Angelegenheit meiner Textverarbeitung anzuvertrauen. Die Affäre ereignete sich nicht gestern oder vorgestern und auch nicht im vergangenen Jahr. Sie liegt mehr als dreißig Jahre zurück. Die allermeisten Beteiligten an diesem Drama haben inzwischen das Zeitliche gesegnet oder sind auf dem allerbesten Wege, es zu tun, und auch ich siehe dahin.

Mein Name ist Timothy D. Winterfield. Meine Freunde, wenn ich denn welche besitze, nennen mich Tim. Ich sitze an den Rollstuhl gefesselt und in eine sandfarbene Flaneldecke gehüllt auf der Hochterrasse einer weltberühmten Privatklinik auf dem Utenberg Luzerns und genieße das strahlend schöne Wetter und das grandiose Panorama, das mir die Dächer der Stadt, die noch berühmtere Kapellbrücke über die Reuss, die Alpen und der Vierwaldstätter See von hier oben bieten. Es ist gerade »Lozärner Mäss«, ein Volksfest wie das Oktoberfest in München, nur sehr, sehr

viel überschaubarer. Eine Dampforgel pfeift, der süßliche Duft von gebrannten Mandeln umschmeichelt meine Nase. Auf dem gegenüberliegenden Ufer des Luzerner Sees dreht sich ein Riesenrad. Menschen mit Zuckerwatte und kandierten Äpfeln in den Händen schlendern gemütlich an den vielen Los- und Süßigkeitenbuden entlang. Auf dem Bahnhofsvorplatz wirbelt ein Kettenkarussell Kreise um die eigene Achse. Das Kreischen der Kinder hallt verzerrt bis zu mir herauf.

Dr. Rüegli, eine Koryphäe auf dem Gebiet der Radioimmuntherapie, ist offen zu mir: Bei unserem letzten Gespräch hat er mir noch drei oder vier Monate gegeben, im allerbesten Fall ein halbes Jahr – eine Frist, die wohl kaum für mich ausreichen wird, um mit Gott und der Welt ins Reine zu kommen.

Schwester Isabeau betritt die Terrasse und kredenzt mir auf einem silbernen Serviertablett eine Tasse Kamaya-Tee. Mit ihrer Anmut und ihrer freundlichen Erscheinung ist sie die Zierde des ganzen Hauses und hebt sich von den anderen Krankenpflegerinnen ab wie ein Schwan unter lauter Fröschen. Sie trägt weiße Gesundheitsschuhe und besitzt diese schlanken, sich zur Nasenwurzel hin leicht verdickenden Augenbrauen, die schöne Frauen auszeichnen.

Wie es mir an diesem Nachmittag gehe, will sie in ihrer gewohnt liebevollen Art von mir wissen. Die Chemotherapie hat mich meiner letzten Haare beraubt, ich bin zum Skelett abgemagert, quäle mich unablässig mit diesem eigenartigen Gefühl herum, im

Zeitlupentempo von einem Wolkenkratzer in die Tiefe zu stürzen, Dr. Rügeli hat neue Metastasen an mir diagnostiziert, und Schwester Isabeau erkundet sich in ihrem perfekten, fast schon amerikanisch angehauchten Englisch nach meinem werten Wohlbefinden!

Doch ich bin ihr nicht wirklich böse. Sie meint es ja gut mit mir. Die Schweizer im allgemeinen und Schwester Isabeau im besonderen sind eben liebenswerte Leute, und die kleinbusige, dunkelblonde Krankenschwester kümmert sich rührend um mich.

Wie sehr sie mich an meine Mutter erinnert! Es schmerzt, so schön ist sie. Und wenn ich, wie jetzt, in ihre eisgrauen Augen blicke, quält mich dieses unbeschreibbare Gefühl, in die Augen meiner eigenen Mutter zu sehen.

Als die Tragödie ihren Anfang nahm, war meine Mutter, Mrs. Chantelle Margot Winterfield, eine geborene Danaher aus Morehead City in North Carolina, etwa in jenem Alter, dessen sich heute Schwester Isabeau erfreut; möglicherweise war sie auch zwei oder drei Jahre älter als sie. Wir lebten damals in Fort Wayne in Nordgeorgia. Mein Vater, Lieutenant Colonel George T. Winterfield, gehörte als stellvertretender Regimentskommandeur einer Spezialeinheit der Marines an, die unmittelbar vor ihrer Verlegung nach Vietnam stand.

Er ist beim Rückzug seines Bataillons aus Kambojscha in einem Nahkampfgefecht gefallen. Meine Mutter erhielt die Nachricht von seinem Tod an einem böigen, regengepeitschten Dienstag im November des

Jahres 1970, morgens um Viertel nach zehn. Ich erinnere mich, daß Mams den Hörer aus der Hand fallen ließ und daß ich eine Männerstimme in der Hörmuschel vernahm: »Mrs. Winterfield ..., Lieutenant Jerry Watts von den 3rd US Marines ..., Ich habe die stolze Pflicht, Madam, Ihnen die Nachricht zu übermitteln, daß Ihr Mann, Lieutenant Colonel George Win...«

Für mehr als zehn Minuten rang Mams mit ihrer Fassung. Ihr Gesicht war so weiß wie die Zimmerdecke geworden. Ich sah, daß ihre Hände zitterten und daß sie nicht die Kraft aufzubringen vermochte, dieses Zittern zu unterdrücken. Plötzlich lief ihr Gesicht spitz zu. Ihre Lippen erbebt unwillkürlich. Ihre Schultern begannen zu rucken und zu zucken, und dann schossen ihr die Tränen grell in die Augen.

Ich konnte jeden Menschen weinen sehen, nur nicht meine Mutter. Mein Herz schien von einer eisernen Faust umklammert. Ich ging auf sie zu, schloß sie in meine Arme und legte meine Wange an ihre Schläfe. Meine Mutter umarmte mich ihrerseits. Ich spürte die Wärme ihres Körpers, meine Sinne nahmen ihren Duft auf. Ein milder Lichtstrahl fiel durch das Fenster und setzte kleine Strahlensterne auf ihre Tränen.

Doch nun erwies sie sich als echte Frau eines amerikanischen Offiziers. Meine Mutter hatte den Ehefrauen anderer Angehöriger des Bataillons zu häufig Trost spenden müssen, um länger ihre Haltung zu verlieren. In der ersten Nacht hörte ich sie mehrere Stunden herzergreifend weinen und schluchzen, doch

dann hatte sie sich wieder fest unter Kontrolle. Als Daddy für seine außerordentliche Tapferkeit posthum mit dem *Purple Heart* und der *Navy and Marine Corps Achievement Medal* ausgezeichnet wurde, nahm sie diese Orden entgegen, ohne eine einzige Träne zu verlieren und mit der Würde einer Frau, die stolz auf das Opfer ihres Mannes ist. Von diesem Moment an bestand sie darauf, von den anderen Soldaten und von Fremden mit »Mrs. George Winterfield« angesprochen zu werden.

Meine Mutter war, wie ich schon erwähnte, eine sehr schöne Frau, nach der sich auch mit Fünfunddreißig, als sie schon Schwarz trug, die Männer auf der Straße umdrehten. Sie verfügte über ein riesenhaftes Allgemeinwissen, konnte sich mit Frauen über Mode und Seidenstickerei unterhalten, mit Männern über Boliden und Weltraumforschung und mit Soldaten über die falsche Taktik im Koreakrieg. Für eine Frau in jenen Jahren besaß sie eine hochmoderne Auffassung von der Sexualität, die auch meine Erziehung einschloß.

Damals, im Jahre 1971, als die sexuelle Emanzipation der Frauen mehr oder weniger noch den Feministinnen und den weiblichen Angehörigen der Flower-Power-Bewegung vorbehalten war, gehörte Mams zu den spärlich gesäten amerikanischen Frauen, die mit ihren Töchtern und Söhnen offen über die Beziehung zwischen Mann und Frau zu sprechen wagten.

*

Ich erinnere mich, als wäre es heute, an den Tag, an dem ich meinen sechzehnten Geburtstag feierte. Ich hatte mit den Mädchen und Jungs aus meiner Klasse eine ausgelassene Party gefeiert. Wir hatten uns den Bauch mit Coca-Cola, Hamburgern und leckeren Hot Dogs mit Senf und Tomatenketchup vollgeschlagen, und nachdem sich der letzte Gast – Tracy Willoughby von den Willoughbys aus unserer Parallelstraße – mit einem Kuß auf meine rot verpickelte Wange von mir verabschiedet hatte, nahm Mams mich bei der Hand und führte mich lächelnd in unser geräumiges Wohnzimmer. Dort bat sie mich, den alten Ohren- und Lieblingssessel meines Vaters so vor die zweisitzige Couch zu rücken, daß wir uns vis-à-vis gegenüber hinsetzen und in die Augen schauen konnten.

»Warum, Mams?« wollte ich von ihr wissen.

»Nun frag nicht, wenn deine Mutter dich um etwas bittet. Stell den Sessel vor die Couch und setz dich. Ich möchte mit dir reden.«

»Worüber?«

»Das sehen wir dann«, meinte Mams und strich gelassen ein imaginäres Staubkorn von ihrem linken Unterärmel – eine Geste, der sie häufig frönte.

Nachdem ich den Ohrensessel vor die Couch geschoben hatte, setzte ich mich, und meine Mutter nahm mir gegenüber auf der Couch Platz. Wie schön sie war! Gepaart mit dieser grenzenlosen fraulichen Anmut, die ich schon als Junge von sieben, acht Jah-

ren an ihr bewundert hatte, strahlte Mams eine geradezu matriarchalische Würde aus – und dazu jene jugendlich frische Freundlichkeit, für die amerikanische Frauen auf der ganzen Welt gerühmt werden.

»Du bist heute sechzehn geworden«, erinnerte sie mich in ihrer sanften Art.

»Richtig«, erwiderte ich. »Danke schön noch mal für die vielen Geschenke.«

»Mit Sechzehn wird es für einen jungen Mann Zeit, sich auf das Leben als Erwachsener vorzubereiten«, meinte meine Mutter und schlug ihr rechtes Bein über ihr linkes – eine Handlung, die bei ihr äußerst elegant aussah. »Dazu gehört natürlich auch deine sexuelle Aufklärung. Sag mir, mein Engel, was weißt du über die Beziehung zwischen Mann und Frau?«

Ich zuckte mit meinen schmalen Schultern. »Nur das, was wir in der Schule gelernt haben, Madam.«

»Haben euch eure Lehrer und Lehrerinnen darüber aufgeklärt, was Sex ist?«

»Nicht wirklich, Madam.« Meine Mutter hatte mir eine zwar gründliche, doch wertekonservative Erziehung zuteil werden lassen, und ich war von klein auf daran gewöhnt, meine Eltern mit »Madam« oder »Sir« anzusprechen.

»Aber du weißt, woher die Kinder kommen?«

»Aus ... aus dem Bauch der Frau«, stammelte ich und merkte, daß mein Gesicht jäh mit einer brennenden Röte überschwemmt wurde.

»Richtig, aus dem Bauch der Frau«, echote meine Mutter gelassen. »Und weißt du auch, wie dieses Kind

in den Bauch der Frau hineinkommt?«

»Wie bitte?«

»Ich fragte dich, ob du weißt, wie das Kind in den Bauch der Frau gelangt«, wiederholte sie.

»Äh ..., so in etwa«, stammelte ich und merkte, daß mir der Schweiß jäh aus dem Schopf quoll. »Ich denke mal, daß es mit dem Mann zusammenhängt ,und wenn er mit der Frau ... äh! ..., schläft.«

»Das ist alles, was dir deine Lehrer für das teure Geld beibringen, das ich ihnen zahle?«

»Ja. Ja, Madam!«

»Haben sie dir und deinen Klassenkameradinnen und -kameraden denn nicht einmal erklärt, was Sperma ist?«

»Nein, Madam! Wir hatten noch keinen richtigen Aufklärungsunterricht.«

»Das Wort kommt aus dem Griechischen und bedeutet ›Keim‹ oder auch ›Samen‹«, sagte meine Mutter sachlich. »Sperma setzt sich zusammen aus den eigentlichen Samenzellen des Mannes und einer Flüssigkeit, dem sogenannten Sperma- oder Seminalplasma, das die Beweglichkeit dieser Samenzellen gewährleistet. Das Sperma wird bei der sexuellen Entspannung des Mannes, um es mal so zu nennen, in die Scheide der Frau geschleudert, und wenn die Frau fruchtbar ist und nicht verhütet, wird sie schwanger davon und bekommt ein Kind. Sag mir, mein Junge, hast du schon mal ein steifes Glied gehabt?«

Ich merkte, daß mir erneut die Hitze ins Gesicht schoß, und auch meine Ohren schienen durchsichtig

zu werden. Mein Puls raste wie eine Schnellzuglokomotive. Von beiden Seiten pochte ein Hammer gegen meine Schläfen. Was wußte meine Mutter? Hatte sie die Flecken entdeckt, die ich in meiner Bettwäsche hinterließ, wenn ich mich nachts meinen pubertären Phantasien auslieferte und meinen Schwanz abwechselnd mit beiden Fäusten schrubbte, bis ich eine ganze Flut dieses *Spermas* aus meiner Eichel ins Freie schleuderte?

»Bitte, sei ehrlich zu mir, Tim«, verlangte meine Mutter und legte beide Hände auf ihre Knie.

Als Sohn eines Offiziers war ich schon im Kindergartenalter zu absolutem Gehorsam gegenüber meinen Eltern, Lehrern und späteren Vorgesetzten erzogen worden. Aus diesem Grund kam es mir in meinen kühnsten Träumen nicht in den Sinn, meine Mutter zu belügen.

»Ja, Mams«, sagte ich nach einigem Zögern; die Transparenz meiner Ohren schien an Intensität noch zuzunehmen. »Ich habe sehr häufig ein steifes Glied, vor allem früh morgens, wenn ich auf die Toilette muß.«

»Und?« forschte meine Mutter. »Hast du auch schon ein steifes Glied bekommen, wenn du an eine Frau oder an ein bestimmtes Mädchen aus deiner Klasse gedacht hast?« wollte sie von mir wissen.

»Nein, Mams.«

»Wirklich nicht?«

»*Nein!*« beteuerte ich schrill.

»Gefallen dir denn die Mädchen nicht, Tim? Gibt es

denn kein Mädchen auf deiner High School, das du gern einmal zu einem Eis oder ins Kino einladen würdest? Nehmen wir Tracy Willoughby, die dir vorhin zum Abschied einen Kuß gegeben hat. Tracy ist doch ein außergewöhnlich hübsches Mädchen mit einem schönen amerikanischen Gesicht und schneeweißen Zähnen. Würdest du nicht stolz sein, wenn sie deine Freundin wäre?»

»Ich ... ich weiß nicht«, sagte ich und kratzte mich am Hinterkopf, obgleich es mich dort nicht juckte.

»Komm einmal zu mir, Liebling«, sagte Mams. Sie streckte ihre schlanken Arme aus und spielte mit den Fingern in der Luft Klavier.

»Was ist denn, Mams?«

»Stell dich zwischen meine Beine. Ich möchte dir deinen Penis erklären. Als heranwachsender Mann solltest du wissen, wie dein Körper funktioniert. Ich werde dir dabei helfen.«

Gehorsam wie ein Kleinkind schwang ich mich aus dem alten Lieblingssessel meines Vaters und machte zwei Schritte, um mich zwischen die leicht ausgespreizten Beine meiner Mutter zu stellen.

Als ich in die Reichweite ihrer Hände kam, blickte sie zu mir hoch. »Ich darf dich doch anfassen?«

»Ja natürlich, Madam«, antwortete ich verwirrt. Meine Ohren glühten.

Mit einer mütterlichen Geste tauchte sie ihrer Finger mit den akkurat manikürten Nägeln von oben unter den Zugsaum meiner leichten Leinenhose und setzte sie samt meinem Slip mit einem sanften Ruck